Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 40 (1964-1965)

Heft: 6

Artikel: ...und hatten der Liebe nicht : Gedanken und Erfahrungen hinter Gefängnismauern

Autor: Murgentaler, Paula

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074361

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

...und hatten der Liebe nicht

Illustration Hans Uster

Gedanken und Erfahrungen hinter Gefängnismauern

Von Paula Murgentaler

Die Anteilnahme der Öffentlichkeit an Vergehen oder Verbrechen läßt in gewisser Hinsicht nichts zu wünschen übrig. Über Gerichtsfälle wird nicht nur in Tageszeitungen berichtet, sie werden auch in illustrierten Zeitschriften gebracht – und bisweilen breitgetreten mit reichlichem Bildmaterial. Vorstrafen werden aufgezählt, über die vermeintlich unangebrachte Milde oder Härte des Urteils und die Aussichtslosigkeit der Besserung des rückfälligen Rechtsbrechers philosophiert.

Eines aber bleibt der Öffentlichkeit und den Behörden meistens verschlossen: der Einblick in die Seele der Sträflinge.

Ich lernte sie aus der Nähe kennen. Seit zwanzig Jahren lebe ich als Frau des Gefängnisverwalters und als dessen Mitarbeiterin mit Gefangenen. Seit zwanzig Jahren habe ich sie bei der Einlieferung gesehen, die Trotzigen, die Verbitterten, die Entmutigten, die Traurigen, die Empörten, aber auch die Entsetzten, die Fassungslosen unter den Erstmaligen.

Sie alle haben sich gegen das Gesetz vergangen, sie haben Fehler gemacht, sie haben Unrecht getan, haben andere geschädigt, sie haben gelogen und betrogen. Sie haben Unglück und Kummer verbreitet, oft Ehe und Familie zerstört. Aber auch sie waren einst Kinder gewesen, die Liebe verlangten, wirkliche Liebe, die nicht rechnet und die nicht fordert, unverbrüchlich und unverändert einfach da ist. Und sie haben sie nicht erhalten.

*

«Seeblick»

«Endlich haben sie ihn erwischt», sagte eines Mittags mein Mann.

«Wen denn?»

«Nun, den Einbrecher, den sie in allen Kantonen gesucht haben. Das ganze Unterland war in der letzten Zeit nicht mehr sicher vor dem Kerl. Über zwei Jahre lang hat er das unheimliche Handwerk betrieben, und er hat nicht schlecht davon gelebt.»

Nachdenklich fügte er hinzu: «Man hat mir aufgetragen, eine ausbruchssichere Zelle für ihn bereit zu halten.»

«Mir scheint, hier könne jeder auf und davon, wenn er unbedingt wollte», gab ich zu bedenken.

«Nein, so leicht geht es nicht. In der Zelle fünfzehn im obersten Stock hat man doch vor kurzem eine schwere eichene Türe eingebaut; das Schloß ist gut und die Schließen mit Ketten am Türpfosten doppelt verankert.»

Damit erhob sich mein Mann, um in den angebauten Gefängnistrakt hinüberzugehen.

Mir fällt da plötzlich ein, daß im Dorfe schon vor Wochen erzählt worden ist, im «Seeblick», bei der Frau Hitz, sei eingebrochen worden. Frau Hitz wohnt in der Stadt und benützt ihr Ferienhaus nur zu gelegentlichem Aufenthalt. Das müsse der freche Geselle beobachtet und gewußt haben, wird erzählt.

Auf alle Fälle habe er längere Zeit im «Seeblick» gewohnt, im Bett der Besitzerin geschlafen, ihr Geschirr und ihr Besteck benützt und alle Vorräte restlos aufgegessen und ausgetrunken. Brot und Käse habe er an der Seestraße eingekauft und sei jeweils wieder zum Hause Hitz zurückgekehrt.

Den «Seeblick» kennt jedes Kind. Das braune, schmucke Ferienhaus da unten am See schaut mit seinen freundlichen Fenstern über das Wasser. Der Platz ist so gewählt, daß, wenn man von oben her den Hang hinuntersteigt, fast glaubt, man könnte durch den Hauseingang und durch das Haus hindurch direkt in den blauen, strahlenden See hineinspazieren.

Mein Gedankengang wird unterbrochen. Ein Auto ist vorgefahren. Es entsteigen ihm drei Männer. Zwei stramme Polizisten führen einen schlanken, jungen Burschen, mit Handschellen gefesselt, ins Haus. Nach einer Weile höre ich Schritte und Stimmen im Zellenbau, das Knarren eines Schlosses und das Klirren von Ketten. Dann ist es wieder still.

Noch am gleichen Tag kommt der Polizeiwachtmeister zu mir in die Küche und sagt mit ernster, gewichtiger Miene: «Wir haben Ihnen heute einen gefährlichen Burschen gebracht. Hüten Sie sich vor ihm. Sollte er läuten, dann gehen Sie nie allein in den Zellenbau. Wenn Ihr Mann einmal auswärts sein sollte, rufen Sie mich; ich bin bald zur Stelle. Der Vogel soll uns nicht so bald wieder entkommen!»

So wetterte der Polizeiwachtmeister drauflos und maß die Küche mit langen und energischen Schritten. Die Genugtuung und die Erleichterung über den geglückten Fang waren ihm anzusehen . . .

Fröhlich, so hieß unser gefürchteter Ein- und Ausbrecher, hält sich gut. Er macht keine Schwierigkeiten.

Eines Tages, kurz vor Mittag, steht eine einfach gekleidete Frau, mit einem mütterlichen, runden Gesicht und großen dunklen Augen, vor meiner Küchentür. Ich habe sie gar nicht kommen hören.

«Ich bin Frau Hitz vom ‚Seeblick' und möchte gern Herrn Martin Fröhlich besuchen», sagt sie freundlich.

Ich bin zunächst sprachlos. Frau Hitz will ihren Einbrecher besuchen? Das ist doch kaum möglich, geht es mir durch den Kopf.

«Es tut mir leid, Frau Hitz, jetzt geht es nicht,

mein Mann ist unten beim Bahnhof mit dem Holzverlad beschäftigt und kommt vor Mittag nicht zurück; wenn Sie bis dahin warten möchten?» sage ich.

«Das ist leider nicht möglich», meint sie nachdenklich, «um halb zwölf geht mein Zug, und ich muß mit diesem wieder zurückfahren.»

«Wenn Sie vielleicht ein andermal kommen können, der Bursche ist noch lange hier», versuche ich zu trösten.

«Das weiß ich, aber ich muß unbedingt noch heute mit ihm sprechen.»

«Ich darf den Burschen nicht aus der Zelle holen, man hat es mir verboten», bemerke ich so energisch wie möglich.

«Dann gehen wir eben beide zusammen in seine Zelle. Ich übernehme jede Verantwortung», kommt die entschlossene Antwort.

Das ist bald gesagt, denke ich – aber das Ganze ist so eigenartig. Es ist, als stehe ein Unsichtbarer hinter ihr und sage: «Geht hin, zögert nicht!»

Ich hole den Zellenschlüssel, in Gottes Namen. Es ist mir bange zumute. «Lisa», flüstere ich meiner Küchenhilfe schnell ins Ohr, «geh' ja nicht von hier weg; und wenn Du etwas Verdächtiges vom Zellenbau her hörst, rufe schnell Hilfe!» – Zum Glück ist der Gefangene und Hausbursche Gysler auch in der Nähe. «Bitte bleiben Sie hier bei der Treppe stehen», sage ich zu ihm, «ich muß zu Fröhlich! Passen Sie gut auf, damit er uns nicht durch die Latten geht.»

Schmunzelnd bleibt der kräftige Mann stehen, während wir Frauen die ausgelaufene Treppe hinaufsteigen. Mein Gott, was soll ich dem Fröhlich nur sagen? In meinem Kopf geht alles drunter und drüber, aber schon stehen wir vor seiner Tür. Sachte löse ich die Schließen, die Ketten fallen und die Tür geht auf.

Mit raschem Blick sehe ich, daß die Zelle blitzsauber geputzt ist und die Leintücher und Wolldecken auf dem Bett exakt gefaltet sind. Am Kopfende steht ein bleicher Mann und schaut uns fragend an. Auch er selbst macht einen sauberen, gepflegten Eindruck. Seine viel zu weiten Arbeitshosen muß er mit der einen Hand halten, damit sie ihm nicht hinunterrutschen. Hosenträger oder Gürtel wurden ihm weggenommen. Auf dem Tisch gegenüber liegen fertig gefalzte und geleimte Papiersäcke zum Abholen bereit.

«Grüß Gott, Sie bekommen Besuch», höre ich mich sagen, und an mir vorbei schreitet Frau Hitz über die Schwelle. Ein vorwitziger Sonnenstrahl huscht über ihre Haare und bleibt auf der gegenüberliegenden Treppenwand sitzen.

«Ich bin Frau Hitz vom ‚Seeblick', Sie haben ja längere Zeit bei mir oben gehaust», sagt sie mit fester Stimme.

Fröhlich zuckt zusammen, hält seinen rechten Arm vor das Gesicht, als hätte er Schläge zu erwarten.

«Ich war bei Ihrem Vater», fährt Frau Hitz fort, «und habe mit ihm gesprochen. Er hat mir vieles erklärt. Ich weiß, daß Sie früh Ihre Mutter verloren haben. Ihr Vater macht sich schwere Vorwürfe, weil er Sie nicht besser in seine Obhut genommen hat. Eine Berufslehre haben Sie nicht durchgemacht. Sie arbeiteten einmal hier, einmal dort – oder gar nicht. Das ist nichts für einen jungen Menschen, das gibt ihm keinen Halt!»

Der Bursche schaut zu Boden, langsam läßt er den Arm sinken. Eine Weile ist es still. Und jetzt sagt Frau Hitz mit fester, klarer Stimme, als spräche sie ein heiliges Gelöbnis: «Ich will dir in Zukunft Mutter sein!»

Ungläubig schaut Fröhlich die seltsame Frau mit großen, erstaunten Augen an. Dann bricht er zusammen. Er weint. Mir ist es, als wäre die Zelle plötzlich von Licht durchflutet. Ist es wirklich wahr? Habe ich recht gehört?

Behutsam legt Frau Hitz ihre Hand auf Martins Arm, wie eine Mutter ihrem Sohn.

«Du weißt, was dir bevorsteht. Du wirst längere Zeit ins Zuchthaus kommen. Dort hast du genügend Zeit, um eine Lehre zu absolvieren. Du wirst auch einen Vormund bekommen. Wenn du einverstanden bist, werde ich dein Vormund sein.»

Martin ist ganz benommen. Mit dem Hemdärmel wischt er sich die Tränen ab und sagt mit heiserer Stimme, etwas stockend: «Ich wäre sehr froh.»

«Noch eine Bitte habe ich. Um dir helfen zu können, muß ich dich besser kennen. Bis jetzt weiß ich sehr wenig von dir. Bitte schreibe mir wahrheitsgetreu und, soweit du dich erinnern kannst, alles dir als wissenswert Erscheinende auf.»

Martin schüttelt traurig seinen Kopf: «Ich kann nicht viel Gutes über mich schreiben.»

«Gut, schreibe, was und wie du über dein eigenes Leben denkst, was dich quält, was dich freut, welchen Beruf du erlernen möchtest, welche Arbeit dir besondere Freude macht, was für Lebensfragen dich be-

schäftigen, kurzum: du bringst einfach alles zu Papier, wie wenn du es mir erzählen würdest.»

«Ich will es versuchen», sagt Martin zögernd.

«Nun muß ich gehen, halte dich weiterhin gut, in zehn Tagen besuche ich dich wieder. Leb wohl Martin. Behüt dich Gott!»

Für Martin ist das alles neu und gewaltig, er findet keine Worte. Scheu bietet er seiner neuen Mutter die Hand zum Abschied und schaut ihr mit langem Blick nach. So leise wie möglich schließe ich die Türe wieder zu. Fröhlich läuft uns nicht mehr davon, er hat etwas Besseres gefunden!

Seit jenem Tag sind viele Jahre vergangen. Frau Hitz ist Martin Fröhlich eine gute Mutter geworden. Im Zuchthaus machte er eine gute Berufslehre durch, und heute hat er den Rank zurück ins Leben tatsächlich wieder gefunden.

Helena

Schon viele Jahre sind es her: An einem prächtigen Sommertag wurde ein junges, zitterndes Mädchen bei uns eingeliefert. Mein Mann, gerade im Büro, rief mich zu sich, denn damals betreute ich die weiblichen Gefangenen. Er drückte mir den Haftbefehl in die Hand und verließ das Zimmer.

Das Mädchen saß still auf dem Stuhl vor dem Pult und schaute mit seinen großen Augen zum Fenster hinaus. Sie war schlicht und sauber gekleidet; ihr Engelsgesichtchen umrahmt von krausen, blonden Haaren. Auf meine Frage, ob sie denn nichts bei sich hätte, schüttelte sie nur den Kopf.

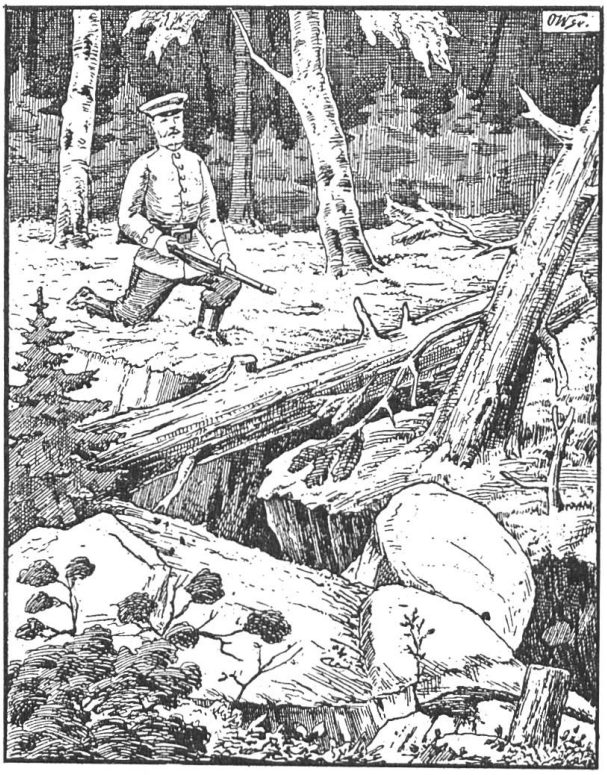
Ich schaute auf den Zettel und las. Das ist doch nicht möglich! Dieses zarte, hübsche Mädchen sollte ihr eigenes, neugeborenes Kind umgebracht haben?

Auf alle meine Fragen, die ich bei einer Aufnahme stellen mußte, tat Helena nicht ein einziges Mal ihren Mund auf. Sie gab mir nur mit flüchtigen Kopfzeichen Antwort. Als ich sie wegen dieses Gebarens energisch fragte: «Sind Sie eigentlich stumm?» – da schauten mich ihre großen Augen das erste Mal voll an, und es lag viel Weh und Not darin.

Als ich sie in ihre Zelle einschloß, ließ sie es stumm geschehen, auch als ich das Essen brachte, sprach sie kein Wort. All mein freundliches Zureden blieb ohne Erfolg.

Helena mußte nun jeden Tag vor den Untersuchungsrichter geführt werden, dem die Aufgabe

VEXIERBILD AUS DEM 19. JAHRHUNDERT



Wo ist der Schmuggler?

oblag, Licht in das Dunkel der tragischen Angelegenheit zu bringen. Dabei schien es mir immer, als wollte sich Helena nur noch mehr verschließen. Sie blieb stumm.

Nach den vielen Tagen, die ohne eine Veränderung abliefen, ließ mich der Untersuchungsbeamte nach der Vorführung meines Zöglings zu sich rufen. Er klagte mir sein Leid, daß er mit Helena noch keinen Schritt vorwärts gekommen sei. Er glaube nicht, daß sie einfach verstockt sei, denn soviel Erfahrung traue er sich schon zu, daß er das merken würde. Er glaube viel eher, daß das Mädchen unter einer Schockwirkung stehe und daß sie infolge einer grenzenlosen Apathie nicht einmal wisse, was eigentlich um sie vorgehe. «Da habe ich nun an Sie gedacht, Frau Verwalter; Ihnen als Frau gelingt es vielleicht, das Eis zu brechen und das Mädchen zu veranlassen, Ihnen ihr Herz auszuschütten. Versuchen Sie es bitte einmal, ich wäre Ihnen dankbar.»

Als ich den langen Zellengang entlang schritt, überlegte ich mir immer wieder, wie ich nur anfangen sollte. Es wollte mir beim besten Willen nichts einfallen. Endlich stand ich vor der Zellentür von Helena und bat sie mitzukommen. Im Grunde meines Herzens hoffte ich, daß Helena irgend ein Erstaunen zeigen würde, als ich mit ihr die entgegengesetzte Richtung als üblich einschlug. Aber Helena tat mir diesen Gefallen nicht. Auch der Eintritt in unsere Gute Stube ließ keine Teilnahme bemerkbar werden.

«Setzen Sie sich auf diesen Stuhl, liebes Kind. Schauen Sie sich die Zeitungen an, ich muß nur noch schnell in der Küche etwas besorgen.»

Mit diesen Worten verließ ich das seltsame Geschöpf und ging in die Küche, um uns einen Kaffee zu brauen. Frauen können doch am ehesten bei einer Tasse Kaffee plauderten, dachte ich mir und schaute ab und zu in die Stube hinein, wo das unglückliche Mädchen immer noch reglos auf seinem Stuhl saß und vor sich hinstarrte. Die Zeitschriften rührte sie nicht an.

Doch dann war der Kaffee fertig. Ich setzte mich zu ihr hin, füllte unsere Tassen und schob ihr ein großes Stück goldgelben Kuchen zu. Mein Gegenüber nippte kaum an der Tasse, und das Gebäck ließ sie achtlos auf dem Teller liegen. Weil ich mir selbst nicht zu helfen wußte, begann ich einfach drauflos zu plaudern, von den Erdbeeren, die bald reif sein würden, von unseren schneeweißen Kaninchen, welche sich so lustig im Gras tollten, vom Heuet und von der vielen Arbeit hier im Hause. Endlich nahm ich ein Buch aus dem Büchergestell, einfach um etwas zu tun, und fragte Helena, ob sie auch gerne Bücher lese, vielleicht in der Zelle, so zum Zeitvertreib? Ein verneinendes Kopfschütteln war ihre ganze Antwort. Ganz zerstreut schlug ich das Buch auf und las vor mich hin laut einen Satz vor, der mir, ich weiß nicht warum, ganz zufällig in die Augen sprang: «Ursache und Wirkung! Die Ursache zur Tat muß weit zurück liegen . . .»

Mit einem Ruck schnellte das blonde Köpfchen auf, und die großen Augen suchten die meinen, als wollten sie mich um etwas bitten. Sollte dies der Weg sein? Nun begann ich dem Mädchen den gelesenen Satz zu erklären. Alles in dieser Welt ruhe auf dem Naturgesetz: Ursache und Wirkung!

«Schauen Sie Helena, wenn ich diese Tasse hier fallen lasse, dann ist dies die Ursache. Die Wirkung davon ist, daß die Tasse in Scherben geht. So hat der große Schöpfer alles auf diesem Grundsatz aufgebaut. Er ließ Maria als Mutter den Jesus empfangen; das war die Ursache. Die wunderbare Wirkung davon war, daß Christus am Kreuz für uns sterben konnte, um so alle unsere Sünden zu tilgen. So hätten auch Sie, Helena, Ihr Kindchen leben lassen sollen, denn Sie können nicht wissen, was für eine Aufgabe für Ihr Bübchen gewartet hätte. Nun, was geschehen ist, sei vorbei, auch dies ließ unser Herrgott nach dem uralten Gesetz zu. Die Ursache haben wir in Ihrer Tat, die Wirkung davon wissen wir beide heute noch nicht, die wird sich noch zeigen.»

Was war das für ein merkwürdiges Gestammel, das ich da vor mich hinredete?

Das Mädchen stand plötzlich auf und fragte mit leiser Stimme: «Darf ich bitte in meine Zelle zurück, ich möchte allein sein!»

Als ich ihr später das Nachtessen brachte und ihr einen guten Appetit wünschte, kam ein leises «Danke». Und beim Geschirreinsammeln nach dem Nachtessen war mir, als hätte Helena geweint. Doch ich wollte das Mädchen jetzt nicht mit Fragen belästigen und wünschte ihr eine gute Nacht. Sie sah mich beinahe kindlich an und erwiderte meinen Gruß.

Der Abend verflog im Nu, und es war schon zehn Uhr, als plötzlich die Alarmglocke durchs Haus schrillte. Wie oft hatte mich diese Glocke schon geärgert; da läutete manchmal einer mitten in der Nacht und verlangte dann Streichhölzer. Aber heute

tat mir der grelle Ton der Glocke nicht weh. Es war mir eher, als hörte ich von weither das Bimmeln einer Kapellenglocke. Ich wußte, daß Helena nach mir rief.

Vor Freude hätte ich beinahe die Zellentür aus den Angeln gerissen. Was für ein Anblick: Helena saß am kleinen Tisch, den Kopf auf die Ellbogen gelegt, und weinte bitterlich. Ich blieb stehen. Da schoß das Mädchen plötzlich auf, eilte auf mich zu, und bevor ich es richtig fassen konnte, hatte sie ihre dünnen Arme um meinen Hals geschlungen und schrie:

«Helfen Sie mir, haben Sie mich doch ein bißchen lieb!»

Eine Weile ließ ich das Mädchen an meinem Herzen weinen. Dann löste ich behutsam ihre Arme, nahm Helena bei der Hand und führte sie zum Bett. Dort setzten wir uns beide, und dann erzählte sie mir lange und ausführlich ihre Geschichte.

Der Mutter erinnerte sie sich nicht gerne. Sie war streng und steif. Man nannte sie nur die «Dulderin». Aber der Vater war ein lustiger Mann. Er gab ihr oft einen Batzen für Schleckwaren, lachte und machte Späße. Aber es gefiel ihm nicht zu Hause, und manchmal blieb er auch nachts fort. So erzählte sie.

«Als ich dann den Umberto durch meinen Vater kennen lernte, verliebte ich mich sofort in ihn; auch er war lustig und lieb zu mir und gab mir Geld, wie mein Vater. Ich konnte mir alles kaufen, was ich begehrte. Aber dann mußte Umberto wieder heim nach Italien ... Ich wußte es erst nachher ... Ganz am Anfang von dem starb meine Mutter. Und drei Wochen später fuhr ein betrunkener Automobilist meinen Vater zutode. Ich hatte niemanden mehr. Wie habe ich damals an seinem Bett geweint. Als es dann mit mir soweit war, habe ich plötzlich nicht mehr ein noch aus gewußt, und so ist es halt dann geschehen ...»

«Morgen werden Sie das alles noch einmal dem Herrn Doktor sagen», bat ich sie, und dann haben wir noch lange in die Nacht hinein miteinander gesprochen, vom Neuanfangen, von der Sühne, von der Ursache und von der Wirkung, und von der Liebe.

Am andern Tag legte mein Sorgenkind ein vollumfängliches Geständnis ab. Als dann das Gutachten vom Psychiater hier war, gab es für uns allerhand Überraschungen. Es stellte sich heraus, daß der Vater ein liederlicher Lump gewesen, der seinen Lebtag nie recht gearbeitet und stets vom Geld der Mutter, welches von ihr in der Fabrik verdient wurde, gelebt hatte. Er war auch nicht durch den betrunkenen Automobilisten getötet worden, sondern lief damals in seinem Rausch in das Auto hinein. Auch trieb er es mit zweifelhaften Damen. Der ‚liebe Umberto' war nichts anderes als ein Saufkumpan des Vaters, der ihm die Tochter gegen Geld empfahl. Die Mutter war also tatsächlich, wie die Leute sie nannten, eine «Dulderin». Die arme Frau hatte viel mit diesem Mann mitgemacht; doch in ihrem Leid verstand sie es nicht, ihrer Tochter die Wärme und Liebe zu geben, welche diese nötig gehabt hätte.

Die Menschen, die über diesen unglücklichen Menschen zu richten hatten, wollten ihm nicht die Schuld geben. Nicht alle die Unglücklichen finden das Verständnis und die Einsicht, die Helena gefunden hatte.

Sie gehören zusammen?

Ruedi war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er hier zu einer längeren Freiheitsstrafe eingeliefert wurde. Eigentlich war er noch fast ein Kind. Er wußte kaum, was mit ihm geschah, als die Zellentüre hinter ihm zuschlug. Stundenlang saß er an dem kleinen Klapptisch, die Ellbogen aufgestützt, und brütete vor sich hin. Selbstvorwürfe quälten ihn, und haßerfüllt dachte er an die jüngstvergangene Zeit. Nein, und abermals nein – diese Prozedur mochte er nicht nochmals durchmachen und erleben müssen. Immer noch meinte er, die wütende und zynische Stimme seines Untersuchungsrichters zu vernehmen, der ihn einen arbeitsscheuen, leichtsinnigen Kerl und einen charakterlosen Lümmel genannt hatte.

Als mir Ruedi das Vorgefallene erzählte, schienen mich seine Augen zu fragen: «Bin ich so ein unnützer, schlechter Mensch? Einer, der wirklich keinen guten Faden an sich hat? Soll überhaupt in Zukunft noch etwas Rechtes aus mir werden können?»

Viele Wochen des Mutes und des Unmutes waren vergangen, und endlich durfte der Jüngling auch zu den andern Gefangenen, um Holz zu spalten. Jung und unerfahren wie er war, ohne eigenen, festen Willen, wurde er bald, ohne an Böses zu denken, zum Spielball der andern. Zu allen erdenklichen Intrigen und hinterhältigen Machenschaften wurde er von den älteren und oft mehrmals vorbestraften Gefangenen vorgeschoben und ausgenützt, um zuguterletzt meistens als Sündenbock dazustehen.

Einmal, er war schon längere Zeit hier, kam er voller Entrüstung zu mir. Er müsse unbedingt mit mir reden, er halte es im Holzschopf nicht mehr aus, er wisse nicht mehr, ob unter den Gefangenen der Teufel sei. Mit rotem Gesicht erzählte er mir von Gantenbein, dem Zuhälter, welcher den ganzen langen Tag nichts besseres zu tun wisse, als auf gemeine, brutale Art die Frauen und ihr Wesen in den Schmutz zu ziehen. Er tanze jeweils vor Freude wie ein Wahnsinniger im Kreis, wenn er in einer Zeitung von einem Frauenmord gelesen habe.

«Ich kann das nicht mehr anhören! Haben Sie nicht eine andere Arbeit für mich hier im Haus, damit ich dem Ungeheuer ausweichen kann? Ich habe meine Mutter lieb, sie ist noch jung ... wenn ich daran denke, daß sie eines Tages einem solchen Wüstling in die Hände fallen könnte ...»

*

Es war Hochsommer, als frühmorgens die Polizei ein altes Männchen brachte. Wie ein knorriger, verkrüppelter Baum war er anzusehen. Seine silberweißen Haare standen ihm zuberge, auf dem Leibe trug er nur das Notwendigste: ein altes, kariertes Werktagshemd, geflickte Hosen, die er mit einem grünen Garbenseil über den Hüften zusammenhielt, an den bloßen Füßen ausgelaufene, alte Holzschuhe. Schlotternd stand er in unserem Büro, ängstlich, als wollte er sagen: «Um Himmels willen, helft mir doch, es war doch eine Irrsinnstat! Mein Rachegeist hat mir die Wirklichkeit verdüstert!»

Er wurde in eine Zelle befördert und bald nachher zur Untersuchung vor den Richter geführt. Drei Tage ging es hin und her, von der Zelle zur Untersuchung und wieder zurück.

Wir hatten den Eindruck, der alte Mann sei nicht ganz recht im Kopf. Wer sonst würde eine Scheiterbeige vor einem Bauernhaus im Dorf angezündet haben, während zur selben Zeit die Feuerwehr in nächster Nähe ihre Probe abhielt und in kurzer Zeit den Brand löschen konnte?

Am Abend des dritten Tages schimpfte der Richter das Männlein in Anwesenheit unseres Aufsehers so hart aus, daß man seine Worte weitherum hören konnte: «Sieben Jahre Zuchthaus, jawohl, für solch einen Schwerverbrecher, da werden Ihnen die Dummheiten schon vergehen, das ist garantiert sicher!»

An allen Gliedern zitternd schleppte sich der Gefangene die Treppe hinauf in seine Zelle, er schüttelte seinen Kopf und murmelte vor sich hin: «Sieben Jahre ... Zuchthaus ... nein das, das überlebe ich nicht.»

Am andern Morgen fanden wir das Mannli in seiner Zelle erhängt, am grünen Garbenseil.

– Ich habe mich manchmal gefragt, ob man so verschieden geartete Verbrecher wirklich einfach in einen Topf werfen darf? Ob wir als Christen nicht die Pflicht hätten, uns anders um ihre Seelen zu kümmern? Ob es damit getan ist, daß man sie «in Sicherheit» bringt, auf daß kein Erdenmensch mehr von ihnen höre?

Sie gehen ...

Armin Felber kam aus der Stadt, um bei uns seine erste Strafe zu verbüßen, jung verheiratet, mit einer Ausbildung als Schneider, im Militär Unteroffizier.

Seine offene, sympathische Art bewirkte, daß ihm bald der Posten des Hausburschen übertragen wurde. Ihm ging die Arbeit nie aus, und keine Beschäftigung war ihm zuviel. Bald schätzten wir den hilfsbereiten und freundlichen jungen Mann sehr. Besonders meine Kinder waren dem Gefangenen mit rührender Anhänglichkeit zugetan. Sobald sie Felber irgendwo erblickten, sprangen sie zu ihm und unterbreiteten ihm ihre kleinen Sorgen und Nöte.

Er war es, der nach Feierabend an Vrenelis Puppe den abgerissenen Kopf wieder annähte und sie mit ein paar seidenen, bunten Lappen ausstaffierte.

Peter klagte seinem neuen Freund: «Mein altes Velo rasselt und knattert beim Fahren, glaubst du, daß man das reparieren kann?»

«Aber natürlich», antwortete Felber lachend und schraubte am Samstag das ganze Velo auseinander, putzte es mit Petrol und lackierte es – und strahlend fuhr Peter auf seinem wunderschönen, renovierten Göppel davon.

Manchmal fragte ich mich besorgt, was wohl die Ursache gewesen sein mochte, die Felber mit dem Gesetz in Konflikt gebracht hatte. Er war doch ein begabter, fleißiger Mensch, liebte die Natur mit ihren Geschöpfen über alles, verteidigte das Saubere und Gerade und war seinen Mitgefangenen ein hilfsbereiter und freundlicher Kamerad. Doch wenn er sich

Photo: Fritz Rindlisbacher, Die Mauer

unbeobachtet glaubte, starrte er oft nachdenklich und bekümmert vor sich hin, als ob ihn etwas unendlich quälte.

Einmal erzählte er von sich. Bald nach seiner Heirat sei seine liebe Frau erkrankt und von den Ärzten als unheilbar befunden worden... die Ersparnisse seien bald aufgebraucht gewesen, und seither sei er nicht mehr aus der Not herausgekommen.

«Aber Sie haben doch Verwandte und Freunde, die Ihnen beistehen könnten?»

Er schüttelte den Kopf und meinte: «Was gelten Freunde in der Not? Ich versuchte, mit meinem Schicksal allein fertig zu werden und glaubte an ein Wunder, das nie kam. Und schließlich kam ich zu Fall...»

Felber wurde gegen das Ende seiner Strafzeit immer schweigsamer, er hatte dunkle Schatten um die Augen und magerte stark ab. Einmal sagte er: «Und was geschieht nachher? Wie werde ich den Weg finden, ich als Zuchthäusler?»

Ich konnte damals die Angst, die sehr viele Gefangene vor dem Weggehen befällt, noch nicht verstehen, jene Angst vor dem Leben, vor der Freiheit. Ich glaubte, der Entlassungstag müßte für die Eingesperrten zu einem Freudentag in ihrem Dasein werden. Jeder bekam doch wieder seine persönlichen, lang entbehrten Effekten, sein Portemonnaie konnte er seit langer Zeit wieder einstecken, die Schuld war gesühnt, als in doppeltem Sinn befreiter Mensch konnte er den düstern Mauern den Rücken kehren, und die ganze schöne Welt gehörte ihm wieder.

Weit gefehlt! Mit jedem neuen Jahr mußte ich erleben, daß mit dem Austritt aus dem Gefängnis sehr viele von ihnen wieder das Schwere, Unheilvolle überfiel, mit dem sie aus eigenen Kräften nicht fertig zu werden vermochten.

Endlich war es so weit. Ein strahlend schöner Tag stieg hinter dem Wald auf. Zum letzten Mal löffelte Felber hinter Gittern seine Morgen-Hafersuppe und aß trockenes Brot dazu. Der sorgfältig gepackte Koffer lag noch offen auf der Pritsche. Felber schien es gar nicht eilig zu haben, von hier wegzukommen. «Ihr Zug fährt schon bald», ermahnte ich ihn, «auch haben Sie im Verwalter-Büro unten noch zu tun.»

«Ach ja», seufzte er und schlüpfte langsam in seinen Kittel, «das ist bald geschehen, sonst könnte ich auch mit dem folgenden Zug wegfahren.»

In sauber gepflegter Kleidung und weißem Hemd, nicht zu vergessen die sorgfältig geglänzten Schuhe, den Gabardinemantel über dem linken Arm, stand Felber bleich und traurig vor mir, um sich zu verabschieden.

«Ich danke Ihnen», sagte er stockend, «Ihr Verständnis hat mir wohlgetan.»

Es freute mich. Aber ich wußte ganz genau, daß ich nicht das an ihm getan habe, was man hätte tun sollen. – Da hielt er im Treppenhaus an, drehte sich noch einmal um und rief mir zu: «Ich komme bald wieder, laßt mir Peter und Vreneli grüßen!»

Den ganzen Tag über kam mir Felber nicht aus dem Sinn, und beim Mittagessen sagten die Kinder: «Gewiß hat er jetzt seine Wienerschnitzel und Pommes-frites, auf die er sich so gefreut hat!»

... und kommen wieder

Gegen Abend läutete das Telephon. Felber war am Apparat.

«Ja, wie geht es Ihnen?» fragte ich.

«Ich bin wieder im Hauptbahnhof, ich komme mit dem Sechsuhrzug zu euch zurück.»

Vreneli, die neben mir gestanden hatte, fragte neugierig: «Wer kommt denn, Mama?»

«Ach ... Felber will mit dem Abendzug hier sein», erklärte ich ihr etwas zerstreut.

«Juhee!» jubelte die Kleine, «dann gehe ich zum Bahnhof, weißt du, er hat mir doch goldgelbe, große Bananen versprochen!»

«Nein, gehe nicht», rief ich besorgt, denn etwas wollte mir an der Sache nicht recht gefallen, «vielleicht kommt er auch nicht, vielleicht war es nur so eine Laune von ihm!» –

Eine halbe Stunde später fuhr donnernd drüben im Bahnhof der Zug ein. Ob die Kleine doch zum Bahnhof gegangen war? Peter ging nachsehen.

Nach einer Weile hörte ich die Kinder kommen. Vreneli schien zu weinen. Was kann nur passiert sein? Ich ließ alles liegen und ging den Kindern entgegen.

«Mama, er kommt», schluchzte die Kleine, «es ist so schrecklich, ich fürchte mich so ...»

Beruhigend nahm ich das Kind auf meine Arme und brachte es zu Bett. Sein Gesichtchen war vom Weinen verschmiert, die dicken, sonst geflochtenen braunen Zöpfe hingen ihm aufgelöst über den Rücken. Es zitterte am ganzen Leib.

Nachdenklich ging ich zum Fenster. Kinderstim-

men schollen von der Straße herauf. Wie gebannt schaute ich auf die Straße: Wahrhaftig, da kam Felber daher, schwankend zog es ihn einmal nach rechts, einmal nach links, eine große Buben- und Mädchenschar hinter sich, lachend und spottend. Was für ein Bild – unser Felber!

«Schau Mama, was ich bekommen habe», rief Peter strahlend, als sie die Treppe hinaufkamen, «eine nigelnagelneue Velolaterne!» Behutsam führte ich Felber über die Stufen. Armer Mensch, dachte ich, was haben die paar Stunden seit deinem Weggehen aus dir gemacht. Wirr hingen ihm seine dichten, verschwitzten Haare ins Gesicht, seine sonst so ausdrucksvollen Augen blickten blöd und leer in die Welt, von seiner Haltung, die er stets gezeigt hatte, keine Spur mehr. Suchend schaute er im Gang umher und fragte dann: «Wo ist Vreneli? Ich, ich mußte kommen, ich will Vreneli doch die Bananen bringen, ich will selber sehen, wie es sich darüber freut, ich, ich habe extra die schönsten ausgesucht.»

«Ja, wirklich, solch große und schöne Bananen habe ich noch nie gesehen, aber Vreneli ist schon im Bett, es ist ihr nicht gut», erwiderte ich und nahm ihm die Bananen ab, um sie Vreneli zu bringen.

«Gell Mama, Felber geht wieder fort», bettelte die Kleine und legte ihre Arme fest um meinen Hals.

«Aber gewiß mein Liebes, er geht heute abend noch heimzu. Zuerst wollen wir zusammen noch essen, gewiß hat er Hunger», bemühte ich mich zu beruhigen.

Was lag denn da hingeschlängelt über dem Korridortisch, fragte ich mich beim Vorübergehen, das war doch vorhin noch nicht da? Ach, das ist das flatternde, feuerrote Band, das Felber so sorgsam über dem Arm getragen hatte, eine Krawatte ist es – ein Geschenk für meinen Mann!

An jedes von uns hat er gedacht, jedem wollte er eine Freude bereiten!

Als ich wieder in die Küche kam, saß Felber am Tisch, von einem Weinkrampf geschüttelt. Hanni habe ihm gesagt, er sei ein dummer Säufer, und Vreneli habe Angst vor ihm gehabt, als es ihn abholen wollte.

«Ach wenn Sie wüßten, wie elend mir zumute ist! Das Trinken gehört sonst sicher nicht zu meiner Art, aber heute hat es mich übernommen. Das Weggehen und das Neuanfangen ist doch so viel schwerer, als ich es mir vorgestellt habe!»

Felber mochte nicht essen. Jeder Bissen blieb ihm im Halse stecken. Und endlich rückte er mit der Bitte heraus: er möchte dableiben, wieder in seine Zelle, dort schlafen, wenigstens diese Nacht.

«Das geht nicht Felber», sagte mein Mann bestimmt, «ich kann und darf niemanden im Gefängnis beherbergen, der nicht durch Urteil oder Verfügung hineingehört.»

Er mußte fort, hinaus in die «Freiheit». Ich konnte ihm nicht helfen. Das einzige, was mir einfiel: ich gab ihm einen Batzen und wünschte ihm Gottes Segen. Verächtlich steckte er das Geld in die Tasche. Ich werde den Blick nicht vergessen. Er sagte mir damit: «Auch Ihr habt mich verlassen!»

– So gehen und kommen sie, diese Gestrauchelten, die manchmal, sehr oft, an der Seele Kranken. Und wir lassen sie gehen, mit schlechtem Gewissen. Und so häufig hören wir nach ein paar Monaten, daß sie wieder verhaftet worden seien, wieder etwas verbrochen haben, wieder hinter Schloß und Riegel sind.

Muß der Lauf der Welt, der Weg dieser Menschen so sein?